

# CHRISTOBEL KENT

## Die Tränen der Signora



Weltbild

Zwei Jahre ist es her, dass Sandro Cellini seinen Dienst bei der Polizei quittieren musste. Sein Mitgefühl mit einem Opfer hatte zu Indiskretionen und seiner Frühpensionierung geführt. Nun beginnt er auf Anraten seiner Frau eine neue Laufbahn als Privatdetektiv. Nur wer sollte ihn engagieren bei so viel junger Konkurrenz? Als ein älterer Künstler im Arno ertrinkt und eine junge Kunststudentin verschwindet, sagt Cellini die Erfahrung eines alten Hasen, dass er nach Zusammenhängen zwischen den beiden Fällen suchen sollte, um das Leben der jungen Frau zu retten.

### **Sandro Cellini ermittelt**

1. Die Tränen der Signora
2. Orpheus letzter Tanz

Christobel Kent

# Die Tränen der Signora

Roman

Aus dem Englischen von Christine Heinzius

## **Weltbild**

## **Die Autorin**

Christobel Kent wurde 1962 in London geboren. Sie arbeitete viele Jahre als Verlegerin und lebte einige Jahre in Florenz und Modena. Ihr erster Roman wurde 2003 veröffentlicht. Christobel Kent lebt mit ihrem Mann und ihren fünf Kindern in der Nähe von Cambridge.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel In a Time of Mourning.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199  
Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2009 by Christobel Kent

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2010 by Blanvalet Verlag, München

Übersetzung: Christine Heinzius

Die Rechte an der deutschen Übersetzung von Christine Heinzius liegen beim Blanvalet  
Verlag München, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-98507-014-5

Für Donald

## Anmerkung der Autorin

Ich habe versucht, in A Time of Mourning alles authentisch nach dem Stadtplan von Florenz zu gestalten. Als ich das Kaffeehaus in den Boboli-Gärten das erste Mal besucht habe, war es für Gäste geöffnet, und man konnte mit Blick auf die Stadt auf der Terrasse sitzen, aber inzwischen wird es seit sechs Jahren restauriert, deshalb ist das Café momentan nicht geöffnet.

# Kapitel 1

Es dauerte vier Tage, bis es an der Tür klopfte. Vier lange, ruhige Tage im matten Licht eines außergewöhnlich milden Novembers und viel Zeit für Sandro, um zu entscheiden, ob ihm die zwei Zimmer, die Luisa als Büro für ihn gefunden hatte, gefielen, auch um sich darüber klar zu werden, was er hier überhaupt tat.

Es wäre Sandro nie in den Sinn gekommen, dass er mit seinem ersten Auftrag gleich ins kalte Wasser springen musste. Er hatte gedacht, dass er sich langsam hineinfinden würde, aber so funktioniert das Leben nicht. Es war eine Lektion, die er eigentlich schon vor langer Zeit hätte lernen müssen, das Leben warnt nicht vor.

Die Zimmer, die Luisa gefunden hatte, waren eckig, hell und einfach, sie lagen im zweiten Stock in einer friedlichen Seitenstraße der Piazza Tasso in San Frediano. Die Straße hieß Via del Leone, und an der Ecke befand sich ein kleiner, verglaster Altar für die Madonna mit mindestens vier brennenden Kerzen, das Zeichen einer gottesfürchtigen Nachbarschaft oder einer abergläubischen, je nachdem, wie man es betrachtete. Sandro Cellini stand irgendwie zwischen beiden Ansichten, als Katholik geboren – natürlich –, aber durch dreißig Jahre Polizeitraining zu einem Rationalisten geworden. Er war durch seine Arbeit zu sehr zum Zweifler geworden, um öfter als ein paar Mal jährlich, an Ostern und zu Taufen, in die Messe zu gehen, aber der Altar gefiel ihm trotzdem. Und wo Gott war, da waren alte Damen. Als er noch bei der Polizei gewesen war, eine Formulierung, die ihn immer noch erschrak, hatte Sandro die Erfahrung gemacht, dass fromme, ältere Damen immer bereitwillig und detailliert Auskunft gaben und Kerzen für göttliche Hilfe anzündeten.

Die Gebäude in der Via del Leone waren bescheiden, nicht höher als drei Stockwerke, und als Folge davon war die Straße sonniger und ruhiger als sein Heimatviertel, wenn hier das erste der morgendlichen motorini auf dem Weg ins Zentrum hindurchfuhr, quälte es das Ohr nicht ganz so sehr. Nördlich des Flusses in Santa Croce geboren und aufgewachsen, auf lauten, engen Straßen, die nie ein Sonnenstrahl traf, fragte Sandro sich, ob er sich jemals an diese Ruhe gewöhnen könnte.

Es war Florenz, ganz eindeutig, aber es war nicht die Stadt, in der er achtundfünfzig Jahre lang jeden Morgen aufgewacht war, in der nur ein Streifen blauen Himmels sichtbar war und die Straßen schon um sieben Uhr früh vor Lärm dröhnten. Eine kakofonische Oper, bestehend aus Mülltonnen, die geleert wurden und dabei aneinanderschlugen, dem Quietschen der bremsenden Busse, dem Rumpeln der Taxis, der ersten Touristengruppen des Morgens, die an der Ecke anhielten, um auf Spanisch, Deutsch oder Japanisch laut darüber informiert zu werden, wo Dante geboren worden ist und wo Galileo begraben liegt.

Als er hinunterschaute, sah Sandro, dass die Straße zwar ruhig war, aber nicht verlassen. Er beobachtete eine alte Frau, die ihren kleinen, einen Mantel tragenden Hund an den Rinnstein führte, damit er an das Vorderrad eines Wagens kacken konnte. Er überlegte, dass er schon bald wüsste, wem dieses Auto gehörte und ob die Hinterlassenschaft des Hundes ihm etwas ausmachte oder nicht. Die Frau trug einen mitgenommenen Strauß Chrysanthemen, sie war zweifellos auf dem Weg zum Friedhof. Auf der anderen Seite sah er ein hübsches Mädchen, vielleicht eine Studentin, mit langen Haaren, langen Beinen in dunklen Jeans und einer idiotisch großen, gepolsterten und mit Quasten versehenen Handtasche. Sie rannte, offensichtlich in Eile, fast genau gegenüber machte sie einen Bogen um die alte Dame mit ihren Blumen und ihrem Hund, und als wüsste sie, dass er dort oben war, legte das Mädchen den Kopf in den Nacken und sah zu Sandro hinauf. Ihr Blick glitt über ihn, und er zog sich beschämt zurück. Er war doch nicht hier, um Passanten zu beobachten, oder?

Sandro ging wieder an seinen Schreibtisch. Er war genau wie die Wohnung für ihn gefunden worden, wie jedes andere Möbelstück auch, vom grauen Aktenschrank bis zum alten, aber respektablen Computer, alles von Luisa. In der Stille überlegte er sich, dass wenigstens das Fehlen der Touristengruppen ein Glück war. Dass ihm das Geräusch der Vespas und der Busbremsen tatsächlich gefiel, war vielleicht seine eigene Perversion, hingegen hatte er nie gelernt, die Touristenführer zu lieben. Luisa hatte ihn darauf hingewiesen, dass er besser lernen sollte, die Touristen zu lieben, da sie sich als sein

Lebensunterhalt herausstellen könnten, genau, wie sie ihrer waren.

»Ich werde morgen anfangen«, hatte er verkündet, als sie am vorigen Abend aus dem Laden nach Hause gekommen war. Das war nicht gut angekommen.

»An ognissanti?«, fragte Luisa leicht betroffen. »Wirklich?« Sie stand in der Küche, hatte den Mantel noch an und roch nach Holzrauch von der Straße.

Ognissanti war Allerheiligen, der erste November, gefolgt von Allerseelen am Tag danach. Zwei Tage, an denen alle Blätter auf einmal fallen und Blumen auf die Gräber von lieben Verwandten gelegt werden. Traditionell war Ognissanti ein Tag des ruhigen Insichgehens und des Gedenkens der Sterblichkeit.

»Warum nicht?«, verteidigte Sandro sich. »Heute Nachmittag kam der Anruf, dass das Telefon freigeschaltet ist. Ich habe genug davon, herumzuhängen.«

Aber er wusste, warum nicht. Religion, Gewohnheit, Verpflichtung gegenüber den Toten, außerdem wäre es irgendwie ungünstig, mitten in der Woche anzufangen. Obwohl Luisa nicht religiöser war als er, so spürte sie die familiäre Verpflichtung stärker, da ihre Mutter erst kürzlich gestorben war. Sie musste früh aufstehen, um Blumen aufs Grab ihrer Mutter draußen in Scandicci zu legen, bevor sie dann in die Stadt fuhr.

»Du wirst doch selbst auch arbeiten«, sagte Sandro.

Wie bei vielen anderen religiösen Festtagen wurde der Status als offizieller Feiertag immer weiter ausgehöhlt, vor allem in den großen Städten mit ihren reichen, gottlosen Besuchern; Luisas Chef, Frollini, hatte diesem Trend schon vor Jahren nachgegeben. Im November lief das Geschäft gut, das Lager war brechend voll, und in den Schaufenstern lagen Schaffelle, Samt und Abendkleider. Luisa gefiel es nicht, aber das war das neue Italien.

»Es kommt mir so vor, als bringe es Unglück«, sagte sie unsicher.

»Ich will es nicht länger herausschieben«, sagte Sandro entschlossen, und sie wusste, dass zumindest das stimmte.

Murrend war sie sogar noch früher als üblich aufgestanden, um für ihn zu kochen.

»Dein erster Tag, du wirst was Warmes zu essen brauchen«, sagte sie, als er verschlafen die Küche betrat, um mit ihr zu schimpfen. Die perfekten Lilien, die sie am Abend vorher für ihre Mutter gekauft hatte, standen im Spülbecken.

Sie hatte ihm baccalà gekocht, Stockfisch mit Tomaten, und als Sandro sechs Stunden später an seinem neuen Schreibtisch die Folie vom Teller nahm, war er immer noch warm, aber es war ja auch gerade erst Mittag. Er war drei Stunden bei der Arbeit gewesen und hatte nichts getan, außer ein Mädchen durchs Fenster zu beobachten und im Computer eine Datei für seine Buchhaltung zu öffnen und sie dann wieder zu schließen. Ausgaben bisher: fünftausend Euro, mehr oder weniger. Einnahmen: null.

Sandro verschlang den üppigen, salzigen Eintopf in fünf großen Schlucken, da er plötzlich zu verhungern schien. Er kleckerte ein bisschen Sauce auf seinen Schreibtisch, und obwohl er sie sofort fluchend wegwischte, blieb ein kleiner, orangefarbener Fleck zurück. Ein toller Start, dachte er. Was werden die Klienten denken, wenn überhaupt je welche auftauchen sollten? Er hatte Lust, etwas an die Wand zu werfen, was war er für ein Töpel! An diesem Abend sagte er zu Luisa, dass er es vielleicht mal mit der örtlichen Kaffeebar fürs Mittagessen versuchen werde, sie sah ihn aufmerksam an.

»Schmeckt dir mein Essen nicht mehr?« Er schüttelte den Kopf. »Doch, natürlich«, sagte er. »Es ist nur ... na ja. Ich muss die Nachbarschaft kennenlernen.« Sie nickte und beschloss, nicht beleidigt zu sein. Er sagte ihr nicht, dass er sich durch den Baccalàzwischenfall wie ein kleiner Junge am ersten Schultag fühlte, auf einem schmalen Grat kurz vor der Verzweiflung.

»Wie war es auf dem Friedhof?«, fragte er.

Sie war blass, ihm wurde bewusst, dass sie schon seit sechs auf den Beinen war, und er verfluchte sich, weil er sie so hart arbeiten ließ. Er hätte doch einfach sagen können, ich fange morgen an, oder nicht?

»Gut«, sagte sie. »Es war gut.« Sie lächelte, er erkannte, dass es sie trotz ihrer Blässe und Müdigkeit glücklich gemacht hatte. Für Luisa löste der Besuch auf dem Friedhof immer etwas aus, sie sprach immer noch mit ihrer Mutter, sie hat einmal am Grab gestanden und zwanzig Minuten

lang die Lilien arrangiert. Es war ein weiteres Beispiel ihrer geheimnisvollen Überlegenheit, dass Luisa keine Angst vor der Trauer hatte.

Sandro war neunzehn gewesen und beendete gerade seinen Wehrdienst, als seine Mutter starb, sie hatte Krebs gehabt, aber Sandro hat nie erfahren, welchen. Er kam zur Beerdigung in Uniform nach Hause, unfähig zu weinen. Seinen Vater begrub er ein Jahr später, seine Eltern waren hart arbeitende Landmenschen gewesen, die keine Zeit für Gefühlsausbrüche hatten, und auch wenn sein Vater gerade erst sechzig war, war der Verlust einfach zu viel für ihn gewesen. Sandro war durch ihre abrupte Abwesenheit überwältigt und konnte nur noch schweigen.

Es war plötzlich zu spät, um sie noch irgendetwas zu fragen. Sechs Monate danach hatte er Luisa getroffen und ihr einen Heiratsantrag gemacht. Damals war es ihm als einzige Möglichkeit zu überleben erschienen; innerhalb von fünf Jahren wurde ihm bewusst, dass er sich nur noch dann an das Gesicht seines Vaters erinnern konnte, wenn er dessen Foto aus der Schublade nahm und es genau betrachtete. Sie steckten irgendwo in seinem Kopf, die beiden, Hand in Hand als Paar in altmodischen Kleidern, aber er wollte nicht an sie denken, er verfügte nicht über Luisas Fähigkeit, die Trauer an die Hand zu nehmen und zur Freundin zu machen.

»Ich habe sehr viel Glück«, sagte er zu ihrem Rücken, als sie irgendetwas am Herd rührte. »Sehr viel Glück.«

Etwas, worüber Sandro nachdachte, als er am zweiten Tag, an Allerseelen, dasaß, es war etwas bedeckter als an Tag eins, das Novemberlicht etwas dünner und blasser, war die Veränderung seiner Beziehung zu Luisa. Dreißig Jahre Ehe – oder waren es einunddreißig? –, und plötzlich übernahm Luisa die Führung. Solange er bei der Polizei gewesen war, waren sie auf unterschiedlichen Gleisen unterwegs gewesen, zwei Lokomotiven mit Scheuklappen, jede, ohne auf das Ziel der anderen zu achten. Voller Schmerz dachte er an die große Polizeiwache draußen an der Porta al Prato auf der geschäftigen viale. Am nordöstlichen Zugang zur Stadt steht die Wache, die warmen, betriebsamen Flure, die langen Fenster mit den Läden, die

Kameradschaft. Fehlgeleitete Nostalgie, sagte er sich, wo war die Kameradschaft denn jetzt?

Das war unfair, ganz offensichtlich. Er sah seine alten Kollegen immer noch ab und zu in der Stadt, sie nickten sich zu und wechselten ein paar Worte auf der Straße, er dachte, sie würden es bestimmt einen Kaffee lang mit ihm aushalten, sollte er sich jemals wieder in der Kaffeebar wiederfinden, die sie immer besucht hatten. Aber worüber sollten sie reden? »Tut mir leid, mein Freund?« Das düstere alte Caffé Tramvai, früher, noch vor Sandros Geburt, fuhr die Straßenbahn an der Porta al Prato vorbei, mit seinen Resopaltischen und dem Sechzigerjahre-Dekor und den besten trippa alle fiorentina der Stadt. Wenn er unvorsichtig war, dachte er ab und zu an die Mittagspausen: Sie trafen sich alle um halb eins und aßen das Ragout im Stehen aus kleinen Schüsseln, dampfend, voller Knoblauch, Tomaten und zarten Fleischstückchen. Aber dieser freundliche Kaffee würde wohl nie getrunken werden, oder? Sandro mied den Ort seit seinem Abschied an einem kalten, dunklen Januartag vor fast zwei Jahren wie die Pest.

Sandro war kein Polizist mehr. Zumindest, dachte er finster, war er nicht entlassen worden, weder unehrenhaft noch sonst wie, zumindest hatte man ihm die Frühpensionierung ermöglicht. Es bedeutete mehr als nur, dass er sein Gesicht gewahrt hatte, es bedeutete, dass er arbeiten konnte, denn die Chancen für einen unehrenhaft entlassenen Polizisten waren sehr gering. Sollten seine Kollegen Verständnis für sein Vergehen gehabt haben, so wusste Sandro es nicht, er suchte nicht danach, er wollte keine Vergebung. Das Vergehen, vertrauliche Informationen an den Vater eines entführten Kindes weitergegeben zu haben.

Das Kind war zu einem schlechten Zeitpunkt verschwunden, wenn man an Astrologie glaubte, an eine zerstörerische Planetenkonstellation, dann war es von Anfang an unausweichlich, dass sich daraus eine weitere Tragödie entwickeln würde. Es war vor langer Zeit, Luisa jenseits der vierzig, und die Möglichkeit, niemals eigene Kinder zu bekommen, wurde zu einer eiskalten Gewissheit für beide. Das Mädchen, neun Jahre alt, war aus einem vollen Swimmingpool verschwunden, ihre Leiche wurde Wochen später im Schilf einer Flussbiegung in den Apenninen gefunden.

Niemand wurde verhaftet, obwohl sie durchaus einen Verdächtigen hatten, und Sandro hatte Kontakt zum Vater des Kindes gehalten. Warum? Manchmal sagten Leute zu ihm, dass es offensichtlich war, warum, es war ein menschlicher Impuls, aus Mitgefühl, aber Sandro hatte bei der disziplinarischen Anhörung keine Entschuldigung vorgebracht, er hatte geschwiegen, als man ihn danach gefragt hatte. Er hatte bloß zugegeben, dass er den trauernden, nun kinderlosen Vater weiter informiert hatte, ihm schließlich den Namen und den Aufenthaltsort des Hauptverdächtigen im Falle des Mordes an seiner Tochter sowie jede weitere Information gegeben hatte. Und als der Verdächtige, der nie angeklagt worden war, ermordet wurde, wurde der ganze Fall wieder aufgewickelt. Sandro war sofort klar gewesen, dass er für den Tod des Pädophilen verantwortlich war, egal, wer ihm tatsächlich das Messer an die Kehle gehalten hatte.

Der tote Mann war schuldig gewesen, das wussten sie jetzt, aber sein Verhalten war trotzdem falsch gewesen. Ein kleines Vergehen gegen das Gesetz, und alles bricht mit erschreckender Geschwindigkeit auseinander. Der Mörder wurde ermordet, und eines seiner Opfer endete mit Blut an den eigenen Händen. Und wenn man einen Mann, der einem vertraut, den Partner seit über einem Jahrzehnt, anlügt, kann man sich nicht sicher sein, dass er einem je wieder vertrauen wird.

Auf diese Weise verlor Sandro den Boden unter den Füßen. Aber dreißig Jahre Polizeidienst hinterlassen ihre Spuren, es war zu spät für ihn, irgendetwas anderes zu werden.

Pietro war natürlich immer noch ein Freund, eine Partnerschaft von über dreizehn Jahren war einer Ehe sehr ähnlich. Pietro kam immer noch jeden zweiten Donnerstag gewissenhaft zur Wohnung, um Sandro auf einen Drink mitzuschleppen, um über Fußball und den Todessturz der Fiorentina durch die Ligen zu reden und um über den neuen commissario zu jammern, der aus Turin hierher versetzt worden war, nichts, was zu intim war. Sie sprachen nicht über Sandros Schande, und auch wenn Sandro die Wärme von Pietros Mitgefühl empfand, so scheute er sich doch, ihm zu danken, das war nicht die Art von Beziehung, die er wollte.

Dreizehn Jahre im selben Einsatzwagen, da lernt man den Geruch der

Socken des anderen Mannes kennen, sein Aftershave, was er zum Frühstück isst. Wie er seinen Kaffee trinkt. Caffè alto für Pietro, schnell hinuntergekippt und sofort noch einen, um den Tag mit einem Kick zu beginnen, nach dreizehn Jahren gibt es Fragen, die man nicht mehr stellen muss. Wenn Sandro heute manchmal allein seinen Kaffee trank, musste er die Augen schließen, um sich nicht die alten Zeiten wieder zurückzuwünschen.

Vielleicht hatte Luisa schon immer geführt. Sandro saß mit geschlossenen Augen im dünnen Sonnenlicht und fühlte sich merkwürdig beruhigt, als er über diese Möglichkeit nachdachte. Die langen Jahre des stillen gemeinsamen Unglücks, während deren jeder sein eigenes Päckchen getragen hatte – das Fehlen von Kindern, die hässliche Alltagsarbeit der Polizei, das Verschwinden von Erwartungen – Luisa hatte die ganze Zeit über die Führung. Sie wartete auf den Augenblick, in dem ihre überragenden Fähigkeiten gebraucht würden.

Während dieser vier Tage in der Via del Leone kam er zu dem Schluss, dass Luisa ganz genau wusste, was sie tat. Er war mit ihr zur Besichtigung gegangen, aber er hatte das Potential der Wohnung nicht erkannt, ehrlich gesagt hatte es ihn sogar enttäuscht. Luisa hatte auf den üblichen geheimnisvollen Wegen herausgefunden, dass sie bald verkauft werden würde, eine Wohnung im zweiten Stock, zwei Zimmer und eine winzige Küche, bewohnt von einem erschöpft aussehenden, älteren Ehepaar und der behinderten Tochter, die in eine »passendere« Wohnung ziehen würden. Das hätte ihm eigentlich auffallen müssen, Sozialwohnungen waren nicht leicht zu bekommen, und die Comune griff nicht so schnell ein. Die behinderte Tochter war mittleren Alters, hatte von Geburt an einen Hirnschaden und war querschnittsgelähmt, sie war in der winzigen Küche in einem Rollstuhl geparkt. Die Wohnung hatte kein Badezimmer, eine Tatsache, die Sandro erst bewusst wurde, als sie gingen.

»Mein Gott«, sagte er unten auf der Straße und dachte an all die Jahre, während deren die Eltern ihr hilfloses Kind die Treppe hinauf- und heruntergetragen hatten, bis sie zu einer Frau mittleren Alters geworden war. Luisa hatte seine Hand gedrückt. »Es ist ein trauriger Ort«, sagte sie. »Ich glaube, deswegen konnten sie keinen Nachmieter

finden.«

Deswegen und vielleicht auch wegen des Hofes des Bauunternehmens unter dem Fenster, der im Moment voller orangefarbener Plastikrohre lag. Aber man konnte einen Teil der Rückseite von Santa Maria dell'Carmino sehen, wenn man sich darauf konzentrierte, auf die Fresken darin, die Sandro nicht mehr gesehen hatte, seit er ein kleiner Junge gewesen war, Adam und Eva, Eva mit ihrer Hand am Mund. Diese Dinge gingen ihm während der untätigen Stunden durch den Kopf. Er fragte sich, wo sie heute waren, dieses Ehepaar und ihre alternde Tochter, und ob sie die Aussicht vermissten. Unsinn, hätte Luisa barsch gesagt. Modernes Badezimmer, ebenerdiger Zugang, Aufzug und Geländer und andere Annehmlichkeiten, nachdem man vierzig Jahre das erwachsene Kind zwei Etagen die Treppen hochgehievt hatte? Unsinn. Es eignete sich gut als Büro, und den Alten ginge es dort, wo sie jetzt waren, sicher besser.

Am zweiten Tag, kurz vor dem Mittagessen, schaute Sandro wieder auf die Straße, er sah die Frau mit ihrem Hund, und ihm wurde bewusst, dass er nach dem Mädchen Ausschau hielt. War das eine alte Polizeigewohnheit, um das Viertel kennenzulernen, oder lag es daran, dass sie hübsch war? Er drehte sich um, wollte im Zweifel lieber vorsichtig sein. Sie war hübsch.

Wieder in Sicherheit im hinteren Teil des Hauses, hatte Sandro seine Ausgabe von La Nazione auf dem Schreibtisch ausgebreitet und war sie durchgegangen, als wäre es seine Arbeit, jede Geschichte in der Zeitung zu lesen. Er las zunächst die großen Artikel, die nationalen Neuigkeiten. Der Müll in Neapel, Dioxin, das aus Giftmüll in die Nahrungskette gelangte. Ein neues Buch über die Camorra und einen Artikel über kalabrische Gangster, die in der Toskana Eigentum kauften. Sein Magen fühlte sich sauer und voll an, mein Land, dachte er und starrte auf die Seite, es gab eine Zeit, da wäre dies seine Arbeit gewesen. Draußen an der Porta al Prato hätte er sein Pistolenhalfter umgeschnallt, sich die spitze Mütze aufgesetzt und wäre mit Pietro durch die Tür gegangen, sie hätten bitter über ihre schlechte Aufklärungsrate gelacht, über all die Scheiße, die immer noch auf sie wartete – aber so wie jetzt hatte er sich damals nie gefühlt.

Er arbeitete sich weiter vor bis zu den lokalen Ereignissen: Illegale, die auf der Baustelle zur Erweiterung der Uffizien arbeiteten, ein Überfall auf der viale, in den ein Kind verwickelt war. Ein Arzt, der im Trasimeno See ertrunken war und einem satanischen Kult angehörte. Sandro arbeitete sich bis zum Ende durch, bevor er die Zeitung kraftlos zuschlug.

Am Nachmittag ging Sandro auf die Straße, damit er Luisa etwas zu erzählen hatte, wenn er nach Hause kam. Das Essen in der nächstgelegenen Kaffeebar war schlecht, ein altes Brötchen mit trockenem Schinken, und der Fußboden war schmutzig. Es war auch kalt geworden, nach einem schnellen Spaziergang zur Piazza Tasso und zurück, an der Ecke waren heute Nachmittag sieben Kerzen für die Jungfrau Maria angezündet worden, hatte Sandro beschlossen, eines Tages auf die Gläubigen zu warten, seine zukünftigen Informanten, er beeilte sich, in die Wohnung zurückzukommen, wo die uralten Heizungen laut knackten, um mit der Kälte Schritt zu halten.

Als Sandro die zugigen Treppen hinaufstieg, versuchte er sich den Ort im Juli vorzustellen, denn San Frediano, das für Straßenkehrer und bescheidene Handwerker gebaut worden war, hatte den Ruf, eine sonnengebleichte Wüste zu sein, ohne hohe Steinfassaden und tiefe Dachvorsprünge, die die Einwohner vor der Sonnenhitze schützten. Brauchten die Menschen im Juli Privatdetektive?

Als Sandro wieder einmal klar wurde, dass er das nun war, ein Privatdetektiv, musste er gegen den Impuls ankämpfen, die Hände vors Gesicht zu legen und zu stöhnen.

## Kapitel 2

Entlang der Autobahn zum Flughafen standen Plakatwände, die für die Agenturen warben. Das Bild eines jungen Mannes mit einem spitzen Hut, mit Schulterhalfter oder einem Wappen im Stil von Pinkerton. Diskret und gewissenhaft, jegliche Art von Ermittlungen werden übernommen. Finanziell, persönlich, beruflich. Überwachungsexperten. Sie hatten darüber gelacht, als Sandro noch im Dienst war, auch wenn das Lachen unsicher gewesen war. Ein paar der Privatdetektive waren selbst halbe Kriminelle und dazu auch noch clever, manche waren fast Schwindler, andere faul, wieder andere dumm. Aber es gab auch andere – die laureati, mit ihren Abschlüssen in IT und Control Engineering: Modern, computergeschult, hart arbeitend waren sie der Grund für das unsichere Lachen, eine Art von Neid bei denen, die in der knirschenden, alten Maschinerie der Polizei feststeckten.

Wo war unter all denen Platz für jemanden wie Sandro, einen Deppen, wenn es um Computer ging, alte Schule, ein Ein-Mann-Orchester? Es war ein Haifischbecken, eine Schlangengrube. Es war natürlich Luisas Idee gewesen.

»Du bist fantastisch in deinem Job«, hatte sie gesagt, während er schwieg. »Du hast Grundlagenwissen über Computer.« Stimmt schon, er gehörte vielleicht zur alten Schule, aber selbst die Polizia Statale war computerisiert. »Du sprichst ein bisschen Englisch.« Sandro grunzte als Antwort. Sein Englisch war während der letzten zwanzig Jahre kaum perfektioniert worden, indem er Anzeigen von Touristen über gestohlene Geldbeutel aufgenommen hatte und sich dabei mit einem Dutzend unterschiedlicher Akzente herumgeschlagen hatte: Louisiana, Liverpool, London. »Dabei könnte ich dir übrigens auch helfen«, sagte Luisa nachdenklich.

Sandro hatte sich bemüht und fragte sanft: »Glaubst du wirklich, dass es einen, wie nennst du es, einen Markt dafür gibt? Für eine Ein-Mann-Firma?«

Luisa legte den Kopf schief und sagte bestimmt: »Ja, das glaube ich.« Er wartete. »Hör mal«, sagte sie ernst. »Die alten Damen.« Die nun wieder. »Die ... ich weiß nicht, die Omas, die Einzelpersonen, ich

spreche nicht von großen Firmen, caro, obwohl ich annehme, dass die Geld haben und ich nicht ganz verstehe, warum ...« Aber als sie seinen Gesichtsausdruck sah, wie er sich vorstellte, seine Dienste irgendwo in einem Sitzungssaal anzupreisen, wechselte sie stirnrunzelnd das Thema. »Echte Menschen, kleine Leute, die innerhalb des Systems nicht vorankommen.« Widerwillig hatte Sandro dazu genickt. Es gab solche Leute.

Sie lehnte sich ermutigt vor. »Und die Ausländer. Vielleicht nicht die Touristen, die sind nur ein paar Tage hier, maximal eine Woche. Aber diejenigen, die hier wohnen, die, die gern hier wohnen würden? Die Auswanderer?«

»Wozu brauchen die einen Privatdetektiv?«, fragte Sandro. »Sei doch nicht dumm.« Fast sofort bereute er seine Bemerkung. Luisa war auf den Beinen, sie lief um den runden Küchentisch, ihre kleinen Absätze klickten auf dem pavimento. Sie war gerade von der Arbeit nach Hause gekommen, trug immer noch das, was er als ihre Uniform ansah. Hatte sie den ganzen Tag im Geschäft darüber nachgedacht? Sie hatte kaum ihren Mantel ausgezogen, so Feuer und Flamme war sie.

»Du hast keine Ahnung, Sandro«, sagte sie. »Überhaupt keine Ahnung.« Sie war, ohne darüber nachzudenken, lauter geworden. Sandro sah zum Fenster, das in der Septemberhitze offen stand, was sie sogar noch mehr zu ärgern schien. »Nur als Beispiel«, sagte sie und hob einen Finger, um seine Aufmerksamkeit zu erregen. »Eine Kundin kam in den Laden, eine sehr nette, alte Dame, Engländerin, die schon seit Jahren hier wohnt. Mindestens seit fünfzehn Jahren. Ihr Vermieter sagt ihr alles Mögliche nach, weil er sie aus der Wohnung ekeln will. Er wirft ihr vor, die Zimmer unterzuvermieten, er verstellt die Heizung, damit sie friert. Er weigert sich, Renovierungen durchführen zu lassen. Sie ist hilflos.« Verschämt kaute Sandro auf seiner Lippe. Natürlich passierten diese Dinge. Aber was konnte ein Privatdetektiv da tun?

»Unmengen von Scheidungsfällen und Untreue«, fuhr Luisa eilig fort, da sie wusste, dass Sandro das nicht gefallen würde. »Ein Paar, dem ein Haus im Chianti inklusive sechs Hektar Grund verkauft worden ist, und dann mussten sie feststellen, dass das Land dem Verkäufer gar nicht gehörte und es zu spät war, ihre Anzahlung zurückzufordern.

Zweihunderttausend Euro.« Das war die Anzahlung? Sandro machte angesichts der Summe große Augen.

»Siehst du?«, sagte sie und nahm seine Hände. »Sie heiraten, sie kaufen Eigentum, sie gründen ein Geschäft, genau wie wir. Sie brauchen mehr Hilfe als wir, sie kennen das System nicht. Du könntest Anzeigen in den Gratiszeitungen schalten, den kleinen Zeitschriften für Ausländer. Und für Einheimische, in La Pulce, so was in der Richtung. Wenn du nicht willst, musst du dich nicht einmal Privatdetektiv nennen.«

Sandro betrachtete ihre beiden Hände auf dem Tisch, Luisas blasse und vom Waschen saubere, kurze Nägel, dazu ihr schlichter, goldener Ehering. Er hätte ihr einen Verlobungsring kaufen sollen, oder nicht? Aber sie hatten nie das Geld dafür gehabt. Er dachte über das, was sie gesagt hatte, nach. Eine Nische, darüber sprach sie, und er musste zugeben, dass er nichts gegen das Wort hatte. Außerdem, was sollte er sonst machen, Luisa war zu nett, um das laut auszusprechen.

Er holte tief Luft, und ohne zu wissen, ob es stimmte, sagte Sandro: »Dagegen habe ich nichts. Es beschreibt ja, worum es geht, oder nicht? Es macht mir nichts aus, ein Privatdetektiv zu sein.«

Am dritten Tag tauchte Giulietta Sarto auf. Unkraut vergeht nicht, dachte er mit einer Art Zuneigung. »Oi«, rief sie in die Gegensprechanlage. »Ich bin's nur.«

Sie sah in letzter Zeit besser aus, wobei Giulietta auch kaum schlechter hätte aussehen können als vor zwei Jahren, ausgemergelt nach Jahren auf der Straße, hatte sie damals ihren Peiniger erstochen und damit ihre Rolle in der Geschichte gespielt, die damit endete, dass Sandro seinen Job verlor. Sie war natürlich in Untersuchungshaft gekommen und hatte die Mühen durchlaufen, aber sie hatten sie aufgrund von psychischer Belastung herausbekommen. Dann war Luisas Interesse geweckt worden. Giulietta hatte etwas zugenommen und wohnte in einer Sozialwohnung, nicht weit entfernt, wie Sandro sich dunkel erinnerte. San Frediano, dachte er düster, als er ihre schnellen Schritte auf der Treppe hörte, Sozialwohnungen und alte Damen. Das wird für einen Verlobungsring für Luisa wohl kaum reichen.

»Hi Giulietta«, sagte er vorsichtig. »Was liegt an?« So wie sie da im

Eingang stand, sah sie eigentlich überhaupt nicht schlecht aus. Sie trug einen dunklen Anzug, billig, aber er passte ihr. Ihre Haare waren durch die Mangelernährung dünn, aber braun anstatt einer Mischung aus Rot, Rost und grünlichem Blond. Die Handgelenke waren immer noch so dünn wie Hühnerknochen, aber im Gesicht war sie voller.

»Sie meinen, wie ich Sie aufgespürt habe?«, sagte sie derb, aber gutgelaunt. Sie nahm ein Päckchen Zigaretten hervor, drehte es in ihrer Hand und steckte es wieder weg. »Raten Sie mal.«

Er nickte. Luisa. »Sie findet, man sollte mich im Auge behalten, nicht wahr?«

Er sah, wie Giulietta das Zimmer vom Eingang aus mit gespitzten Lippen betrachtete, ohne zu antworten. »Ein bisschen ruhig«, kommentierte sie und zuckte dann hilflos mit den Schultern.

Sie sah ihn an. »Sie brauchen wohl noch keine Empfangsdame, oder?« Sie musste das Erschrecken in seinem Blick gesehen haben, denn sie lachte ihr raues Raucherlachen. »Keine Sorge, Commissario ...« Als er zusammenzuckte, sah sie ihn entschuldigend an und begann noch einmal. »Keine Sorge, Signore Cellini, ich bewerbe mich nicht. Ich brauche nämlich keinen Job.« Sie schaute, ob er überrascht war, anscheinend nicht, also fuhr sie stolz fort: »Ich arbeite im Frauenzentrum. An der Piazza Tasso.«

Ein bisschen zu nah an Zuhause, dachte Sandro schuldbewusst. Er war sich nicht sicher, ob er sich zusätzlich zu allem anderen auch noch Sorgen um Giulietta Sarto machen wollte. »Setz dich«, sagte er und zog einen der Plastikstühle heraus.

»Zwei Vormittage pro Woche und den ganzen Samstag. Als Anfang«, sagte sie schnell, als ob sie wüsste, was er dachte. »Als ich Luisa beim Bäcker getroffen habe, hat sie mir erzählt, dass Sie ein kleines Büro haben. Sie meinte, ich sollte mal vorbeischauen.«

Sandro entspannte sich. Was tat er sonst auch schon?

»Danke«, sagte er und lächelte zum ersten Mal. »Vielleicht könntest du mir ja sogar im Frauenzentrum ein paar Aufträge beschaffen.«

Sie lachten beide zögernd darüber. Das Zentrum bot Hilfe in Notfällen an, Beratung für geschlagene Ehefrauen, einen Notruf für vergewaltigte Frauen. Fast ein Zuhause für Frauen wie Giulietta, die Klientinnen hatten

keinen centesimo übrig.

»Es wird schon laufen«, sagte sie vorsichtig. Dann, etwas nachdenklicher: »Ganz im Ernst. Ich werde es publik machen. Sollte irgendjemand, also keiner der Schuldner, ich sehe, dass Sie das nicht brauchen, aber wenn jemand Ordentliches, Ernsthaftes, Hilfe braucht, dann werde ich Sie empfehlen.« Sandro war der Beamte gewesen, der sie vor zwei Jahren verhaftet hatte. Sie schien über den Wandel ihrer Beziehung, den dieses Angebot beinhaltete, selbst etwas verwirrt.

Sandro seufzte, die Ironie wog bei ihm etwas schwerer als bei ihr. »Danke«, sagte er noch einmal. Dann schwiegen sie, während sie an ihrem Handy fummelte und er sich fragte, ob er sie auf einen Kaffee einladen sollte. Aber noch bevor er etwas sagen konnte, stopfte sie das Telefon in ihre Tasche und sprang auf.

»O Gott«, sagte sie, gleichzeitig panisch und entschuldigend. »Es ist zehn Uhr. Ich darf nicht zu spät kommen, es ist erst mein dritter Tag!« Und weg war sie, so abrupt, wie sie aufgetaucht war.

Sechs Stunden und vier Kaffee später, die Schreibtischschubladen nun voller Bürokratie, La Pulce hatte er ein Dutzend Mal auf- und zugefaltet, damit er unangenehm berührt auf die Anzeige starren konnte, die er letzte Woche geschaltet hatte: »Expolizist bietet dreißig Jahre Ermittlungserfahrung und diskreten, gewissenhaften Service. Kein Auftrag zu klein.« Sandro wünschte, er hätte sie gebeten, zum Mittagessen zurückzukommen. Er war neidisch, weil sie zwei Vormittage pro Woche gebraucht wurde.

Abends erzählte Luisa über ihren Tag im Geschäft. Eine marchesa war beim Ladendiebstahl erwischt worden. Sie war mindestens siebzig, wohnte in einem riesigen, eiskalten Prunkbau aus dem 19. Jahrhundert auf dem Hügel in Richtung Fiesole und hatte den Uffizien einen Uccello gespendet. Dennoch war sie offensichtlich pleite. Aber sie weigerte sich, es zuzugeben. Sie war durch den Laden geschwebt, war zu allen freundlich gewesen und hatte dann eine Handtasche unter ihren alten Pelzmantel gesteckt. Der Alarm war losgegangen, als sie gehen wollte.

»Hörst du mir zu?«, fragte Luisa. »Ich dachte, das würde dich interessieren.«

»Entschuldige«, sagte Sandro. Er hatte sich gefragt, wie lange er dort

in der Via del Leone sitzen sollte, bevor er aufgab. »Ladendiebstahl?« Er fragte sich, ob sie jetzt vorschlagen wollte, dass er sich einen Job als Ladendetektiv oder privater Wachmann suchen sollte, wie sie in Fantasieuniformen vor Geldautomaten oder den Juweliergeschäften auf der Ponte Vecchio standen. Er müsste sich dann verstecken, wenn eine echte Uniform auftauchen würde.

Sie sah ihn an. »Du gibst doch nicht etwa schon auf, oder?« Es war keine Frage.

Es sollte sich herausstellen, dass Sandro seine erste Klientin fast verpasst hätte. Er hatte seine Geschäftsstunden auf dem Schild an der Tür sowie in den Kleinanzeigen als von acht Uhr dreißig bis zwölf und von zwei bis sieben angegeben. Am vierten Tag stand er am Freitag um acht Uhr dreißig auf der Türschwelle, den Schlüssel im Schlüsselloch und dachte, ach vergiss es doch. Wer tauchte schon um halb neun auf? In den Krimis niemand, in den gialli von Rex Stout und Raymond Chandler tauchten sie immer um die Whiskyzeit herum auf, wunderschöne, eiskalte Frauen mit langen Beinen. Er hätte nach dreißig Jahren eigentlich wissen müssen, dass Probleme die Leute früh aus dem Bett treiben. Die Leute liegen stundenlang wach und warten darauf, dass der Tag beginnt. Und Privatdetektive tranken selbst in den gialli schon um zehn Uhr früh Whisky.

Aber da Sandro bereits faul wurde, hatte er den Schlüssel wieder in seine Tasche gesteckt und sich auf der Türschwelle umgedreht, aus Angst vor all den Stunden, die er totschlagen müsste. Er ging in Richtung des Platzes, wo er gestern auf dem Weg nach Hause eine Kaffeebar entdeckt hatte, die netter aussah als die schmutzige an der Ecke der Via Santa Monaca. Es war ein großes, helles Lokal mit einer Marmortheke, frequentiert von den Marktleuten, er konnte es von seiner Position aus fast schon sehen, voll von wirklichem Leben. Man konnte dort stehen und kleinen Kindern auf der Rutsche zusehen, die Mütter trugen Taschen voller Gemüse. Er hatte genug von diesem Blick auf wenige Zentimeter von Santa Maria dell'Carmino und achtzig Quadratmeter orangefarbener Plastikrohre. Er hatte genug von der Stille und Einsamkeit, er ging in die Kaffeebar.

Aber irgendetwas ließ ihn sich umdrehen. Ein entschuldigender

Huster, ein leiser Seufzer zehn Meter hinter ihm, an seiner eigenen Haustür. Er drehte sich ohne nachzudenken um, und da stand sie mit einer Ausgabe des La Pulce von gestern in ihrer Hand.

# Kapitel 3

Iris March vergrub sich unter ihrer Bettdecke und lauschte. Sie hörte das Rauschen des morgendlichen Verkehrs auf der Straße, jenseits der meterdicken Mauer, aber die große, dunkle Wohnung war so still wie ein Grab und genauso kalt.

Iris wollte eine Tasse Tee trinken. Ihre Nase war kalt, ihre Füße waren kalt, die Wohnung war kälter als jeder Ort, an dem sie in ihrem Leben jemals gewesen war, und es war ein langer Weg über den Steinboden ohne Teppich bis in die Küche. Es war kälter als die Schule in England, wo die Fenster klapperten und die Heizkörper nie mehr als lauwarm waren und man sich hoffnungslos an sie presste, unter der Uniform eine scheckige Haut bekam und nie wirklich warm wurde. Die Wohnung war auch kälter als ihr Zuhause, das schreckliche, schimmelige Glashaus, das auf dem einzigen kalten, feuchten, nach Norden ausgerichteten Baugrundstück des Ventoux von einem experimentellen Architekten errichtet worden war. Ma hatte eine Affäre mit ihm gehabt, als sie mit neunzehn, genauso alt war Iris jetzt, nach Südfrankreich gegangen war, um zu malen, na ja, um sich herumzutreiben.

Einen Asi, so hatten sie sie in der Schule genannt, in ihrer unaufdringlichen Uniform aus zweiter Hand. Hättest du mich nicht dorthin geschickt, sagte sie immer zu ihrer Ma, hätten wir das Haus reparieren oder eine ordentliche Zentralheizung einbauen können. Iris erinnerte sich an Schneefälle, die Olivenbäume töteten, und an Jäger, die am Neujahrstag bei starkem Frost mit Gewehren auf den Hügeln unter ihnen schossen. Dann, als sie merkte, dass sie Heimweh bekam, zwang sie sich, sich an den tagelangen Regen zu erinnern, das Wasser, das sich unter den gerissenen Betonboden des schrecklichen Hauses drückte. Er war heute ziemlich berühmt, dieser Architekt, aber Mas Haus war eines seiner Projekte, das nie für Zeitschriften fotografiert worden war. Er hatte üppiges, weißes Haar und ein rotes, verlebtes Gesicht, und einmal hat er sich an Iris herangemacht. Sie drehte sich bei dieser Erinnerung angewidert um und zog die zu dünne Decke über ihren Kopf.

Heranmachen, das war einer von Mas Ausdrücken, den sie immer

fröhlich, zärtlich gesagt hat. »Ach, Schatz, David Bailey? Zwanzig Jahre älter als ich und hat sich schon an mich herangemacht, bevor er überhaupt meinen Namen kannte.« Es wäre ziemlich sinnlos gewesen, den Architekten zu verpfeifen, obwohl er sogar ungefähr fünfundvierzig Jahre älter war als Iris.

Ronnies Mutter hatte die Wohnung gefunden. Ronnie war eine Abkürzung von Veronica. Iris zu heißen, war ja schon schlimm genug, aber sie konnte sich absolut nicht vorstellen, wie jemand einen Namen wie Veronica für ein 1988 geborenes Mädchen aussuchen konnte. Iris fand, dass Ronnie angesichts dieser Umstände in Ordnung war. Ronnies Mutter hatte einen Rennstall außerhalb von Newmarket und einen neuen Freund und wollte, dass Ronnie verschwand, die nach der Schule und vor was auch immer als Nächstes anstand, zu Hause herumlungerte.

»Schlampe«, hatte Ronnie gesagt, als sie ihre Koffer auspackten. »Warum muss es das dämliche, langweilige Florenz sein?«

Ronnie warf mit Seidenunterwäsche um sich und donnerte teure Stiefel auf den Boden. Und warum, hatte Iris gedacht, als sie auf ihr eigenes Lieblingskleid aus dunkelroter Viskose mit Rüschen, das plötzlich billig aussah, schaute, musste ich mit dir kommen, Ronnie?

Sie waren standardmäßige Schulfreundinnen gewesen und hatten einander danach E-Mails geschrieben, Iris pflichtbewusst, sogar wehmütig, nachdem sie nach Frankreich zurückgekehrt war, um ihr internationales Baccalaureat zu machen, da Ma das Schulgeld ausgegangen war. Ronnies E-Mails waren locker, angeberisch und herablassend gewesen. Iris hatte den Eindruck, dass Ronnies Mutter Serena wollte, dass sie schrieb. Serena hatte eine Schwäche für kreative Menschen, und da Iris aus einer kreativen Familie stammte, wollte sie aus irgendeinem verdrehten, snobistischen Grund, dass Ronnie Kontakt zu ihr hielt. Wenn du wüsstest, hätte Iris ihr oft gerne gesagt. Das Künstlerleben. Ma illustrierte Kinderbücher für ein Taschengeld, verkaufte gelegentlich Aquarelle vom Mont Ventoux in einer schäbigen Galerie in Aix.

Aber als es dann so weit war, wollte Ronnie nicht, dass Iris mit ihr nach Florenz kam, nicht richtig, es war gar nicht ihre Idee gewesen. Es

war natürlich alles Serenas Idee, und Ronnie bemühte sich gar nicht erst, das zu verbergen. Iris sollte die Vernünftige sein, die Ronnie aus Schwierigkeiten heraushielt, und die Kreative, die sie ermuntern sollte, Kurse zu besuchen. Doch vor allem war Iris' Mutter so pleite, dass das Angebot eines Aktzeichenkurses sowie freier Kost und Logis in Florenz für drei Monate sofort akzeptiert wurde.

»Muss ich, Ma?«, hatte Iris sauer gefragt, doch als ihr klar wurde, wie schamlos das klang, bettelte sie, »ich kenne sie ja kaum noch.«

»Aber ihr seid in Florenz, Süße«, hatte Ma mit einem träumerischen, in die Ferne schweifenden Blick gesagt. Iris interpretierte diesen Blick so, dass auch in Florenz sich Leute an sie herangemacht hatten, und seufzte.

Ma hatte sich dann wieder auf Iris konzentriert. »Du hast Talent«, hatte sie mit einer Entschlossenheit gesagt, die Iris nervte. Ma war kein bisschen entschlossen, zumindest hatte Iris das immer gedacht.

»Ma«, hatte Iris gemurmelt und auf ihre Füße geschaut. »Bitte nicht.« Denn Ma musste das ja sagen, oder nicht? Ihr einziges Kind musste einfach Talent haben, zu irgendwas. Es war keine leichte Sache. Sie seufzte.

»Liebling«, hatte Ma gesagt, und Iris hatte die Sorge in ihrer Stimme gehört. »Du musst dich für etwas entscheiden. Du kannst nicht dein ganzes Leben lang hierbleiben und im Café arbeiten.« Warum nicht?, hatte Iris stur gedacht und weiter auf den Boden gesehen. Du hast das getan. Sie hörte, wie ihre Ma sich räusperte. »Dann ist da immer noch London.«

Geschockt hatte Iris aufgesehen. Mit London, das wusste sie, meinte Ma Iris' Vater, sie meinte, dass sie Himmel und Hölle in Bewegung setzen würde, um Iris auf die Camberwell oder Chelsea oder Goldsmith's oder sonst irgendeine Kunstschule in London zu bringen, und sie würde dann bei ihrem Vater und dessen neuer Familie in Dulwich leben. Mit dem Baby, dem Vierjährigen, den zehnjährigen Zwillingen, der zweiten Frau, die sie noch nie getroffen hatte, und ihrem Vater. Ihrem Vater, den sie kaum kannte und der sich absolut gar nicht für sein erstes, erwachsenes Kind interessierte. Früher nicht und jetzt auch nicht.

»Ma«, sagte sie erschrocken, und da sah Ma weg. Es war ernst.

Werde erwachsen, sagte Iris sich heftig. Was macht es schon, wenn wir uns nicht verstehen? Florenz ist vielleicht stickig und düster, aber Italien ist Italien, stimmt's? Michelangelo, Leonardo da Vinci, Kaffee und Sonnenschein. Auch im November. Und drei Monate echtes Aktzeichnen. Das wird schon klappen.

Es stellte sich als einsam heraus. Resigniert setzte sich Iris im Dunkeln im Bett auf, schnüffelte die kalte Luft. Das hohe, nach Norden gerichtete Zimmer war voll von Silhouetten von Dingen im Halbdunkel, sie wachte immer noch jeden Morgen auf und fragte sich, wo zum Teufel sie sich befand. An einer Wand stand ein riesiger Schrank, auf dem oben so etwas wie ein Adler geschnitzt war, und große, staubige Vorhänge hingen in schweren Falten über dem mit Fensterläden verschlossenen Fenster. Sie zog die Bettdecke zurück. Selbst im November war es draußen wärmer als hier drinnen. Sie ging barfuß über die glatten, eisigen Fliesen und stieß sich den Zeh an irgendeinem großen Möbelstück, einer Eichenkommode oder einem unbequemen Sessel. »Au. Mist, Mist, Mist.« Sie setzte sich auf den kratzigen, gepolsterten Sessel und rieb ihren Zeh.

Die Wohnung um sie herum war noch ganz ruhig, nur das Ticken der uralten Heizung, die gerade anlief oder ausging, was wusste Iris schon, war zu hören. Sie schien jedenfalls nie warm zu werden. Iris stand auf, öffnete die Fensterläden und sah hinaus.

Jetzt, da sie die Stadt ein bisschen besser kannte, dachte Iris manchmal, dass sie überall sonst lieber gewohnt hätte als ausgerechnet an der Piazza d'Azeglio. Ein großer, düsterer Platz aus dem neunzehnten Jahrhundert, nördlich des Stadtzentrums, er war zu erwachsen, zu groß, zu hässlich, zu weit von der Kunstschule auf der anderen Seite des Flusses entfernt. Die massiven Gebäude am langweiligen Platz gehörten entweder Banken oder wie dieses alten Familien, die sich den Unterhalt nicht mehr leisten konnten und kleine mit hässlichen, antiken Familienmöbeln vollgestopfte Wohnungen an Ausländer wie Ronnie und Iris vermieteten. Iris dachte an Ronnies Mum, sie hatten sie sehr wohl durchschaut, wahrscheinlich hatte sie sich das hier erst gar nicht angesehen, bevor sie die Kautions bezahlt hatte.

Der Blick nach hinten hinaus war merkwürdig, es war nicht Florenz,

wie sie es sich vorgestellt hatte. Der kleine Garten mit ein paar Statuen und viel schwarzem Efeu und die Synagoge, von der sie nichts gewusst hatte, als sie eingezogen waren. Es sah aus wie in South Kensington, eine grüne Kupferkuppel und verwitterte, beige Steine, viktorianisch. Iris wurde sanfter, an einem Morgen wie diesem, mit gedämpftem Sonnenlicht, das sich durch den Dunst kämpfte, war der Blick hübsch. Die Dächer, ein paar weit entfernte Hügel, die im Süden gerade noch sichtbar waren. Iris öffnete spontan das Fenster, lehnte sich auf der kalten Fensterbank hinaus. Draußen war es wärmer. Es roch nach Rauch, und die Luft war mild.

Iris zog die Ärmel ihres T-Shirts nach unten und nahm an, dass man im Sommer für die Kühle und die Dunkelheit drinnen froh sein musste und über das Bad, das aus Steinen gemacht war und daher das Wasser sofort lauwarm abkühlen ließ, aber im Sommer wären sie nicht mehr hier, oder? Zum ersten Mal fand Iris das schade. Vielleicht fürchtete sie sich auch nur vor dem, was sie tun musste, wenn diese Gnadenfrist verstrichen war. Irgendwo begann eine Kirchenglocke zu schlagen, und sie schloss das Fenster. Zeit, loszulegen.

Bevor sie ging, schaute Iris in Ronnies Zimmer, vor allem aus Pflichtgefühl. Es war größer als ihres, aber das war eigentlich nicht Ronnies Schuld. Iris hatte sich das kleinere ausgesucht, sie hatte sich widerwillig in die Rolle der bezahlten Begleiterin gefügt. Als Vorbereitung hatte sie vorher Edith Wharton gelesen, Mas Idee, und sah einige ziemlich befriedigende Ähnlichkeiten zwischen sich und den verarmten Romanheldinnen. Sie sollte entweder unterhaltsam oder nützlich sein. Iris war nicht sicher, ob sie bei einem davon erfolgreich war.

Ronnie schien es nicht einmal aufgefallen zu sein. »Okay«, hatte sie achtlos gesagt. »Wie du willst.« Und wenn Iris jetzt so darüber nachdachte, so war es ihr wahrscheinlich tatsächlich egal. Ronnie wusste wohl von Anfang an, wie die Dinge laufen würden, dass sie nur eine von drei Nächten überhaupt hier verbringen würde und dass sie dann um zwei Uhr morgens herkam, singend und völlig berauscht vom Tanzen, Trinken und Flirten. Vielleicht lag es daran, dass Ronnie nie Geldprobleme gehabt hatte, aber wenn sie eines nicht war, dann kleinlich.